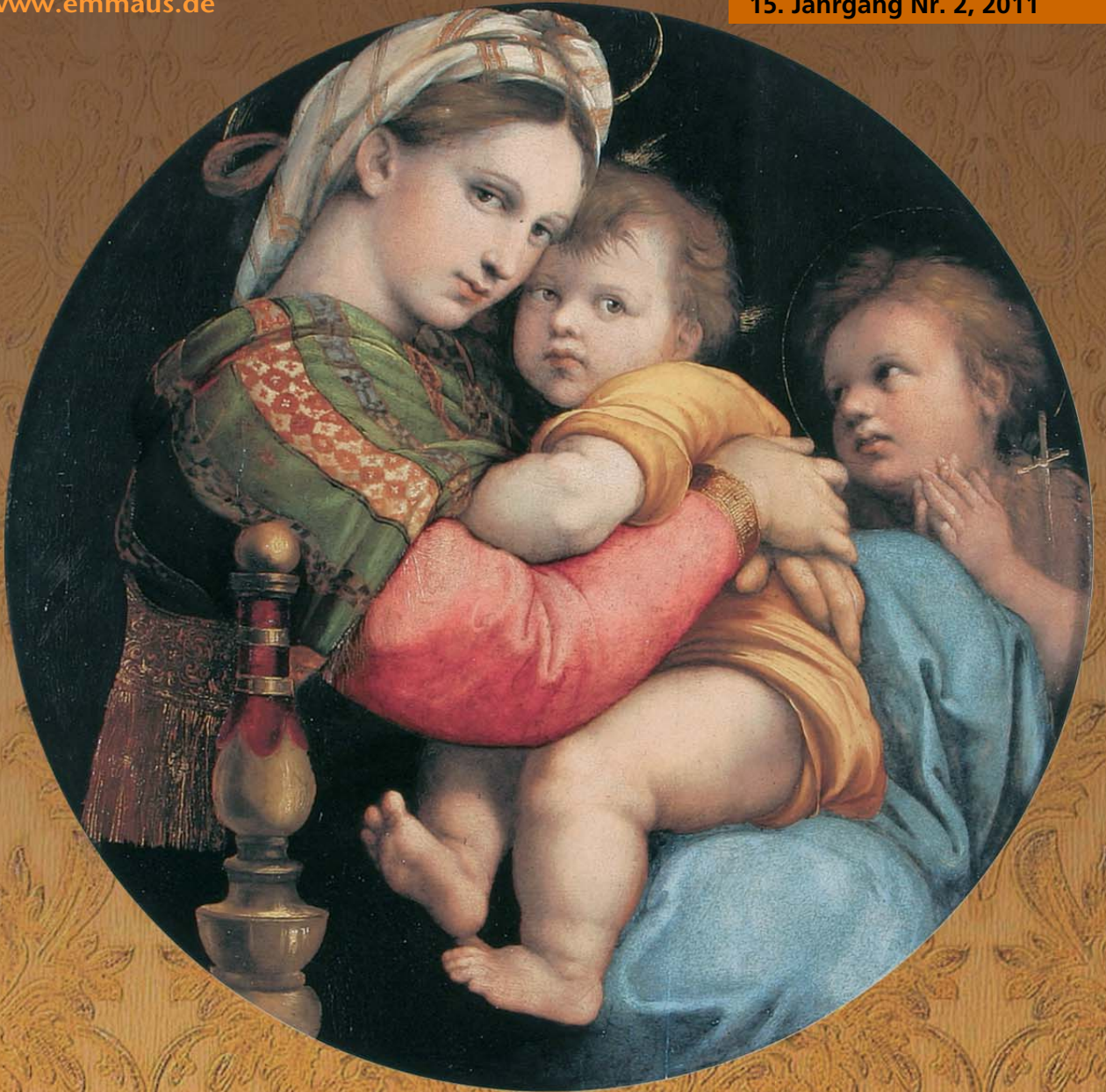


# paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

[www.emmaus.de](http://www.emmaus.de)

15. Jahrgang Nr. 2, 2011



Du sollst deine Kinder ehren, auf dass  
dir's wohl ergehe auf Erden  
Das vierte Gebot 2.0

# Das 4. Gebot

## Version 2.0

Jörg Machel / Das vierte Gebot geht alle an, denn alle haben Eltern. Die meisten kennen es in der Version von Martin Luthers „Kleinem Katechismus“. Dort heißt es: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass dir´s wohlgehe und du lange lebest auf Erden.“ Und in der Erklärungen fügt Luther hinzu: „Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir unsere Eltern und Herren nicht verachten noch erzürnen, sondern sie in Ehren halten, ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und wert haben.“

Ich möchte vermuten, dass diese kurze Erinnerung an vertraute protestantische Traditionen ausreicht, um bei einigen dumpfes Grollen auszulösen. Es ist nicht viel von dem zu spüren, was ein Ausleger „die zehn göttlichen Freiheiten“ nannte. Hier weht kein emanzipatorisches Lüftchen. Vielmehr ist die Knute zu erahnen, die sich aus solchen Sätzen schmieden läßt, ein Werkzeug zum Gefügigmachen und Einschüchtern.

Das mag der Grund sein, warum dieses Gebot so hoch im Kurs stand über Jahrhunderte. Und selbst heute erlebe ich gelegentlich Eltern, die mir dieses Gebot für den Konfirmadenunterricht ihrer Sprösslinge ganz besonders empfehlen, weil die pubertierenden Kinder Grenzen brauchen.

Entlarvend wird Luthers Erklärung, wenn er den „Eltern“ gleich noch die „Herren“ hinzufügt. Ihnen allen gebührt Respekt. Denen da oben eben. Nicht der familiäre Bezug bestimmt Luthers Auslegungen des Gebotes, sondern der institutionelle. Die Familie wird als kleinste Zelle des Gemeinwesens gesehen und unterliegt den gleichen Gesetzen. Der passende Zusammenhang wäre demgemäß das Pauluswort: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit.“ Der Vorbehalt, dass auch die Herren und Eltern unter Gott stehen, sollte nicht übersehen werden. Er war wichtig für den Reformator. Aber im Alltag galt die grobe Faustregel und nach der hat man den „Eltern und Herren“ zu gehorchen, und die honorieren es mit Wohlwollen und Güte.

Der Originaltext freilich lautet anders. Dort heißt es: „Du sollst Deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird.“ (2. Mose 20,12) Nur von „Gott dem Herrn“ ist die Rede, nicht von den Herren der Welt. Und das lange Leben wird nicht irgendwo versprochen, sondern in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird. Der Kontext ist viel schärfer umrissen als in den verallgemeinernden Formulierungen des Katechismus. Er mutet familiärer an und ignoriert den staatstragenden Aspekt hierarchischer Ordnungen. Der Zeigefinger ragt nicht gar so keck nach oben. Es klingt nüchterner im Original als im Katechismus.

Die Bibel setzt bei den ganz individuellen Erfahrungen des Menschen an. Die Familie ist der Bezugspunkt. Das Schlüsselwort dieses Gebotes ist nicht Gehorsam, sondern Dankbarkeit. Den Eltern verdankt ein jeder Mensch sein Leben, sie sorgten für das Baby in seiner Hilflosigkeit, mühten sich um das Kleinkind, achteten auf seine Ausbildung und Erziehung und erwerben sich so ein Anrecht auf die Achtung und die Fürsorge der Kinder. Und damit die Gleichung aufgeht, gilt ebenso: „Ehre dein Kind, auf dass es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden!“ – Gewissermaßen 4. Gebot Version 2.0!



„Du sollst Deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass dir´s wohlgehe und du lange lebest auf Erden“

Das 4. Gebot



„Du sollst Deine Kinder ehren, auf dass dir´s wohlgehe und du lange lebest auf Erden“

Das 4. Gebot (2.0)

# INHALT

<b>Jörg Machel</b> Das 4. Gebot	2
Editorial	3
<b>Andrea Welte</b> Musik macht Hirn	4
<b>Sigrid Huckauf</b> Die Flucht. Umbruch – kein Bruch!	6
<b>Mariam Kurth</b> Heißer Juni	9
<b>Jörg Machel</b> Kater Ginger	11
<b>Barbara Müller</b> Lisa und Frieda	12
<b>Stefanie Oswald</b> Die Patin	16
<b>Heike Krohn</b> Wenn Base und Muhme und Oheim	15
<b>Kristina Vaillant</b> Du bist der Boss	17
<b>Sandra Henkel</b> Wenn die Worte fehlen	18
<b>Antonio Effenberger</b> Mit welcher Zunge?	20
<b>Sabine Deschauer</b> Ich bin wie alle	22
<b>Melanie + Stefan Grundei</b> Was, das Kind ist schon da?	23
<b>Martin Deschauer</b> Sie werden ein Zeichen setzen	24
<b>Kindernoster</b> Die zehn Grundrechte	26
Das Letzte / Impressum	27

## Aktuelle Termine

sind nicht hier abgedruckt, sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“, der monatlich erscheint. Sie erhalten ihn in der Gemeinde oder über das Internet.



Liebe Leserin, lieber Leser!

Mag sich im Konfirmandenunterricht der letzten Jahrzehnte auch manches verändert haben, so lesen wir doch noch immer in der Bibel und beschäftigen uns mit den zehn Geboten.

Lag der Schwerpunkt meiner Konfirmandenzeit auf dem Auswendiglernen, so suchen wir heute mehr nach Zusammenhängen und Wertungen. Nach welchen Geboten leben Buddhisten oder Muslime, was galt im Faschismus und was galt in der DDR, nach welchen Regeln organisieren die Naturvölker ihr Zusammenleben? Wir finden Gemeinsamkeiten und Unterschiede heraus, dabei lernen wir die biblische Tradition schätzen und werden uns ihrer Grenzen bewusst.

Interessante Geschichten fallen den Konfirmanden ein, wenn sie über Situationen nachdenken, in denen es zur Pflicht werden kann, ein Gebot zu brechen. Ein Mädchen meint, dass das fünfte Gebot gebrochen werden darf, wenn ein Tyrann sein Volk bedroht. Wenn es darum geht, ein Menschenleben zu retten, dann kann eine Lüge zur Pflicht werden. Eine Ehe, in der ein Partner misshandelt wird, kann nicht als unverbrüchlich gelten, entscheiden die Jugendlichen.

Zur Orientierung bieten die zehn Gebote noch immer ein gutes Fundament, doch fanden die Konfirmanden, dass der Dekalog durchaus ergänzungsbedürftig ist. Zum Beispiel könnte das vierte Gebot einen Zusatz vertragen: Nicht nur die Kinder sollten ihre Eltern achten, auch umgekehrt sollte gelten: die Kinder haben einen Anspruch auf die Wertschätzung der Eltern. Davon handelt dieser paternoster!

Ein gutes Miteinander wünscht Pfarrer Jörg Machel



# Musik macht Hirn

## Das Spiel für alle Sinne

Andrea Welte / Aktives Musizieren ist eine Hochleistung für das Gehirn. Die aufmerksame Wahrnehmung von Musik und insbesondere das aktive Musizieren gehören zu den anspruchsvollsten menschlichen Tätigkeiten. Denn beim Musizieren kontrollieren Gehör, Körpererfahrung und Gesichtssinn die Bewegungen, die höchst präzise und in oft extrem hoher Geschwindigkeit ablaufen und zusätzlich ständig an den entstehenden Klang angepasst werden müssen.

Aus der neuronalen Forschung wissen wir, dass das Musizieren nahezu alle Hirnareale beansprucht und sich durch Musizieren das Gehirn verändert. Auch wenn noch viele weiße Flecken bleiben – unbestritten ist die enorme Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit des Gehirns. Diese sogenannte Hirnplastizität ist erfreulicherweise nicht auf die Kindheit beschränkt. So lassen sich schon nach

wenigen Minuten des Klavierübens bei erwachsenen Anfängern erste, noch nicht stabile Änderungen in der Vernetzung nachweisen. Musizieren führt zu Veränderungen der Hirnfunktionen und längerfristig sogar auch der Struktur des Gehirns. Zum Beispiel aktiviert bereits nach zwanzig Übetagen das Hören von Musik bei Klavierspielern Regionen im Großhirn, die für die Steuerung der Hand zuständig sind, ohne dass die Finger-muskulatur mitaktiviert würde. Umgekehrt werden durch das Spielen auf einer stummen Tastatur auch die auditiven Regionen im Schläfenlappen angeregt. Bereits nach fünfwöchigem Klavierübens sind die Änderungen der neuronalen Vernetzung stabil.

Der renommierte Neurologe Eckart Altenmüller, Direktor des Instituts für Musikphysiologie und Musikmedizin der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover, beschreibt den für das Musizieren

notwendigen Vorgang des Übens als eine „zielgerichtete musikalische Betätigung, die dem Erwerb, der Verfeinerung und dem Erhalt sensomotorischer, auditiver, visueller, struktureller und emotionaler Repräsentationen von Musik dient.“ Mentale Repräsentationen sind zu verstehen als individuelle neuronale Netzwerke, die viele Hirnregionen umfassen. Musikern ist also nicht an einer bestimmten Stelle des Zentralnervensystems lokalisiert, sondern betrifft viele Hirnareale. Beim Üben geht es immer auch um eine Vernetzung verschiedener mentaler Repräsentationen von Musik.

Jedes Gehirn ist einzigartig, da es die Erfahrungen und Anforderungen des individuellen Lebens spiegelt. Allgemein werden insbesondere die neuronalen Verbindungen gestärkt, die häufig gebraucht werden. Bei Menschen, die viel Musik machen, ist das Gehirn auf den Klang ihres Instru-



ments  
gepolt.  
Trompeterinnen  
etwa reagieren stär-  
ker auf Trompetentöne  
als auf den Klang anderer In-  
strumente. Neuere Untersuchun-  
gen zeigen, dass durch aktives Musi-  
zieren nicht nur die Größe des moto-  
rischen Kortex zunimmt, sondern  
auch die Dichte der Nervenzell-  
substanz. Macht Musik also schlau?  
Die Transfereffekte des Musizierens  
erfahren seit einigen Jahren vermehrt  
Aufmerksamkeit. Aufgrund der Kom-  
plexität der Materie und zahlreicher  
methodologischer Probleme in der  
Forschung weiß man jedoch letztlich  
noch immer sehr wenig darüber.

Welche Bedeutung haben die hir-  
nphysiologischen Erkenntnisse für die  
musikalische Bildung und Erziehung  
von Kindern? Kein Zweifel: Kinder  
brauchen Musik. Musik ist ein  
menschliches Grundbedürfnis, und es  
gibt keine Kultur, die ohne Musik  
auskäme. Jedes Kind ist musikalisch  
und verdient es, musikalisch geför-

dert  
zu wer-  
den. Aller-  
dings sollten El-  
tern ihr Kind nicht ge-  
gen seinen Willen zum  
Musik- bzw. Instrumentalunter-  
richt drängen. Auch durch andere  
Aktivitäten kann das Kind und seine  
Gehirnentwicklung positiv beeinflusst  
werden. Musikunterricht macht Kin-  
der nicht automatisch schlauer oder  
glücklicher. Eine große Rolle beim  
musikalischen Lernen spielt die Per-  
sönlichkeit der Lehrperson und das  
Verhältnis zwischen Lehrer/in und  
Schüler/in, ganz wesentlich aber  
auch die Motivation des Kindes. Kin-  
der sollten selbst entscheiden dürfen,

ob sie ein Instru-  
ment – und wenn ja, welches – ler-  
nen wollen. Musikalische Bildung  
kann jedoch nur gelingen, wenn Kin-  
der in einer musikalisch anregenden  
Umgebung aufwachsen, in der sie  
nicht pausenlos medial berieselt wer-  
den, sondern die Gelegenheit erhal-  
ten, vielfältige und anspruchsvolle  
musikalische Erfahrungen zu ma-  
chen.

# Die Flucht

## Umbruch – kein Bruch!



Die 4-jährige Sigrid mit ihrer Schwester Bärbel

Sigrid Huckauf / 19. Januar 1945 – Breslau – ich war im Herbst gerade eingeschult worden, da hieß es plötzlich: „Schultasche und Frühstückstasche mit Lieblingssachen packen, dick anziehen, wir fahren aus Breslau fort.“ „Warum?“ „Die Russen kommen!“ Ich wusste vom Krieg nichts, in Breslau gab es bisher keine Bombenangriffe, von den vielen Flüchtlingen, die schon da gewesen sein sollen, haben wir in unserem Stadtteil am Südpark nichts bemerkt. 1942 war mein großer Bruder als Soldat in Russland gefallen. „Was bedeutet das?“ „Er kommt nicht wieder

und ist jetzt bei den Engelchen!“ Ich habe nichts verstanden.

Meine früheste Kindheit habe ich mit meinen Eltern und meiner Schwester in dem großen Haus meiner Großeltern in einem Vorort von Breslau verbracht. Der Garten war voll von Obstbäumen, Himbeersträuchern und Gemüse. Seitlich standen die Stallungen mit Auslauf für Hühner, Puten und Kaninchen. Oma setzte mir einmal ein frisch geschlüpftes Küken morgens im Bett unter das Nachthemd auf die Brust. Ich spüre noch heute die kleinen kalten, glatten Füßchen, wenn ich daran denke.

Kurz vor der Einschulung zogen wir in die Innenstadt von Breslau.

Von hier brachen wir auf. Früh im Dunkeln in eisiger Kälte ging es zum Bahnhof. Massen von Menschen. Irgendwie konnten meine Mutter, meine 18-jährige Schwester und ich uns in einen Waggon quetschen.

Wir fuhren nach Laubahn, westlich von Breslau, wo unser Onkel Dorfschullehrer war.

Die Schule war schon geschlossen. Wir durften mit unseren Kusinen im leeren Klassenzimmer endlos mit

Kreide auf den Tafeln malen und über die Bänke toben, was sonst strengstens verboten war. Wir fanden es himmlisch! Draußen pflanzten die Menschen einen sogenannten „Treck“ aus Pferde- und Leiterwagen für alle, die aus dem Kiez flüchten wollten. Wir sollten auch mit. Meine Mutter aber lehnte ab – zu gefährlich auf den Landstraßen wegen der Tiefliegerangriffe. Diese Entscheidung rettete uns das Leben, denn alle auf dem Treck sind dann später umgekommen. Wir machten uns wieder auf zum Bahnhof und wollten versuchen, bis ins Riesengebirge zu kommen, in dem irrigen Glauben, dort wären wir in Sicherheit. Wir bekamen Unterkunft in Spindelmühle in einem der kleinen Fachwerkhotels mit Blick auf die Schneekoppe, dem höchsten Berg im Riesengebirge (1602 m). Es herrschte tiefster, kalter Winter, dicke Eiszapfen hingen vor den Fenstern, die Sonne strahlte. Aber die Idylle trog. In der Ferne hörten wir ständig den Kanonendonner, auf den Straßen lagen Baumstämme, standen Leiterwagen, Karren aller Art quer auf der Fahrbahn – es hieß, dies seien „Panzersperren“.

Wir machten uns wieder auf zum Bahnhof. Es herrschte überall Chaos. Trotzdem gelang es dem Roten Kreuz, an dem Brennpunkt Bahnhof warme Suppe und Getränke an die Flüchtlingsmassen zu verteilen. In

dem vollgestopften Zug saß ich auf dem Schoß meiner Mutter im Abteil, meine Schwester stand im Gang und passte auf die Koffer auf. Vor Übermüdung waren wir irgendwann alle eingeschlafen, auch meine Schwester, die sich auf den Boden des Ganges gehockt hatte. Als wir aufwachten, waren uns die Koffer gestohlen worden. Nun hatten wir nur noch die kleine Handtasche meiner Mutter mit den Papieren, meine Schultasche und das Frühstückstäschchen.

Unsere Reise war geprägt von der Suche nach meinem Vater, der in der Verwaltung der Heeresverpflegung tätig war und ständig versetzt wurde. Wir erfuhren, daß er in Plauen, südwestlich von Chemnitz, zwischen Zwickau (Sachsen) und Hof (Bayern) sei, dort sollten wir uns beim Roten Kreuz melden. Die Dienststelle wusste aber nicht, wo er jetzt war. Dort erlebten wir den größten Luftangriff auf die Stadt. Während der Alarm heulte, rannten wir mit den Massen zu einem Bunker bei einer Parkanlage. Unvergesslich ist für mich der Soldat, der in der offenen Tür stand, den Blick gen Himmel gerichtet, und immer, wenn er die Bomben fallen und explodieren sah, rief: „Jetzt den Mund aufmachen!“ Ich hatte keine Angst, ich hielt die Hand meiner großen Schwester fest – da konnte mir nichts passieren.

Noch in dieser Nacht versuchten wir in der völlig zerstörten brennenden, rauchenden Stadt den Bahnhof zu finden. Ich habe die Trümmer auf den Straßen, die Toten und die verrußten umherirrenden Menschen noch vor Augen. Ein Soldat nahm uns dann mit zum Bahnhof.

Die Hausecke mit der Meldestelle, in der wir am Nachmittag noch gewesen waren, war zerbombt, es hing nur noch der Tisch und ein Stuhl, auf dem wir gesessen hatten, auf der schiefen Ebene des Restbodens!

Am 20. Januar rief Gauleiter Hanke die nicht wehrtaugliche Bevölkerung auf, die zur Festung erklärte Stadt sofort zu verlassen.

Es war kalter, strenger Winter, und Breslau war voller Menschen, viele waren während der letzten Woche aus den Dörfern und Städten rechts des Odertieflandes in Trecks hierher gekommen. Viele aus dem übrigen westlichen Reichsgebiet wohnten seit den letzten Kriegsjahren hier und waren von den Bombenangriffen feindlicher Flugzeuge bisher verschont geblieben. Alleamt mussten sie die Festungsstadt kurzfristig räumen. Allerdings war eine Evakuierung der Stadt überhaupt nicht vorbereitet. Schon am ersten Tag herrschte auf den Bahnhöfen Panik. Die Züge konnten die Massen nicht aufnehmen. Gauleiter Hanke ordnete daher den Fußmarsch von Frauen und Kindern nach dem südwestlich gelegenen Umland bei Kostenblut (Kostomloty) und Kanth an. Während der panischen Flucht bei Frost und Schnee kamen Tausende von Kindern und alten Leuten um. Aufgrund dieser Ereignisse weigerten sich nun viele Breslauer, die Stadt zu verlassen. Etwa 200.000 nicht kampftaugliche Männer und Frauen sowie junge Mädchen und Pimpfe der Hitler-Jugend blieben in der Stadt.

(aus: wikipedia.de)

Das Rote Kreuz leitete die Flüchtlingsmassen weiter nach Niederbayern. Sammellager war eine leere Schule in Hof (Bayern). Ich schlief auf dem Tisch, meine Schwester auf der Erde. Es waren Massen von Flüchtlingen dort zusammengepfercht. Dann wurden wir verteilt, bekamen einen Zettel in die Hand und so gelangten wir in das kleine Dorf Ering am Inn, eine ländliche Idylle im weiden- und

schilfbewachsenen Inntal in Niederbayern, die von den Geschehnissen des Krieges bisher nichts zu spüren schien. Erst wohnten wir in einem Zimmer bei einem mürrischen Bauern, dann wurde uns ein Zimmer im Haus des Schusters zugewiesen.

Als im Mai 1945 die Amerikaner mit ihren riesigen Sherman-Panzern langsam kettenknirschend durch Ering rollten, wussten wir: der Krieg war vorbei und verloren.

Die Amerikaner durchsuchten alle Häuser, waren freundlich, doch meine Mutter schlotterte vor Angst. Bei meinem Anblick sagte der Soldat „Okay, baby!“ und verließ den Raum.

Obwohl wir drei – Vater hatten wir nicht gefunden, der war mittlerweile in amerikanischer Kriegsgefangenschaft, wie wir später erfuhren – nur ein Zimmer hatten, habe ich in Ering einen zweiten Teil meiner frühen Kindheit wie im 19. Jahrhundert erlebt. Waschzeremonie war ein mal wöchentlich nacheinander im selben Wasser in einer Zinkwanne, ein Holzherd in der Ecke, ein Sofa, da schlief Mutter, ein Bett für meine Schwester, ich schlief auf dem Boden. In der Mitte ein kleiner Tisch. Ein Plumpsklo war über eine Balustrade auf dem Hof zu erreichen, dort gab es Wasser-eimer und kleingerissenes Papier. In den Schrebergärten, die wir zugewiesen bekamen, wuchs unser Gemüse, die Milch holte ich täglich beim Bauern nebenan. Dort schmuste ich mit den Kühen, bekam die neugeborenen Ferkel in den Arm gelegt, meine erste Hundeliebe war „Arno“, der Försterhund von nebenan. Wir hatten Angorakaninchen – der Rammler hieß „Hopsi“ und war vollkommen zahm, ich durfte ihn sogar mit ins Zimmer nehmen. Hopsis Fellhaare wurden in einer Spinnerei zu Wolle verarbeitet, aus der Mutter und Schwester dann Pullover strickten.

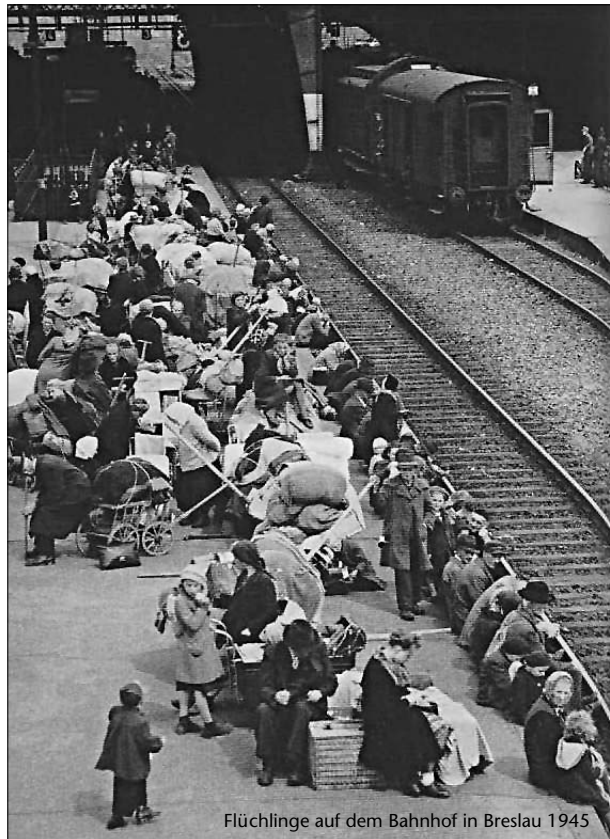
Die Zeit im Krieg war natürlich im

Nachhinein betrachtet eine Katastrophe – wir hatten alles verloren, auch die Heimat.

Für mich eröffnete sich in Niederbayern ein Leben als Kind auf dem Land. Wir sammelten in den Wäldern Pilze, pflückten Blaubeeren, Himbeeren und Brombeeren. Ich kroch durch den Zaun auf die Kuhweide und sammelte Champignons.

Auf dem stillgelegten Bahngleis hinter dem Friedhof war ein Zug mit amerikanischen Soldaten stationiert. Ihre Lebensmittel waren – wie unsere Milch heute – in Pappboxen verpackt, die mit einer dicken Wachsschicht überzogen waren. Die leeren Boxen wurden auf den Abhang neben die Gleise geworfen. Meine Schwester und ich sammelten sie auf. Die Wachsschichten schabten wir mit einem Messer ab, sammelten sie in einer Blechbüchse und schmolzen sie auf dem Ofen. Meine Schwester flocht ein Zöpfchen aus Zwirn und wir tauchten es Schicht für Schicht in das flüssige Wachs. So hatten wir zur Weihnachtszeit 1945 drei kleine Kerzen auf dem winzigen Weihnachtsbaum; die goldenen Sternchen auf dem Baum hatte meine Schwester aus weggeworfenem Zigarettenpapier der Amerikaner gebastelt.

Inzwischen hatte uns unsere Großmutter, die in Breslau geblieben



Flüchlinge auf dem Bahnhof in Breslau 1945

war, nach dem Tod des Großvaters, mit Hilfe des Roten Kreuzes in Ering gefunden. Für sie war das Drama des 2. Weltkrieges zu viel gewesen. Wenige Tage nachdem sie endlich bei ihrer Tochter – meiner Mutter – und uns Kindern angekommen war, brach sie am Kaffeetisch zusammen und starb.

Ich erlebte meine erste Beerdigung, stand im Aussegnungshäuschen neben dem offenen Sarg und wusste nicht, was ich denken oder sagen sollte.

1947 wurde mein Vater aus der Gefangenschaft entlassen und fand uns auch durch das Rote Kreuz in Ering am Inn. Diese Organisation hat Unglaubliches geleistet bei der Registrierung von Fluchtwegen und Familienzusammenführungen. Der Vater musste in einem Bett auf dem Treppenabsatz vor der Dachbodenstiege schlafen. Ein weiteres Zimmer gab es für ihn nicht.

1949 kam ich in die Oberschule, eine katholische Mädchenkloster-

schule der „Englischen Fräulein“, die auf Grund der politischen Ereignisse bereit war, uns evangelische Flüchtlingskinder aufzunehmen. Die Schule war in der Kreisstadt Simbach am Inn. Wir zogen dort in eine Neubauwohnung mit kleinem Balkon, kleinem Bad, Küche und 2 Zimmern. Es war ein Riesen-

fortschritt – fast hin zum normalen Leben, selbst ein kleiner Foxterrier „Struppi“ gehörte nun zu unserer Familie und wurde zu meinem Schmusfreund.

Mit dem üblichen „Schulleben“ war dann aber auch meine frühe Kindheit endgültig zu Ende.

Die Katastrophe des 2. Weltkrieges habe ich als 6-Jährige in ihrem ganzen Ausmaß nicht wahrgenommen, zumal wir so glimpflich davon gekommen waren. Meine Kindheit verlief zwar anders, als es wahrscheinlich in Breslau der Fall gewesen wäre, aber auch in der Nachbetrachtung hatten die Ereignisse dank meiner Schwester und Mutter keinen seelischen „Bruch“ zur Folge.



# Ein heißer Sommer

Wenn die Zeit stehen bleibt

Mariam Kurth / Die Luft flimmerte, schien zu kochen. Das Schiff schwang. Die Kinder kreischten. Es waren hauptsächlich Mädchenstimmen, die man schreien hörte. Das Schiff schwang auf und ab. Immer höher. Ich stand in der Schlange, das Ticket in der

Hand. Der nächste Flug war meiner. Ich stieg ein. Ganz hinten, da ist es am schlimmsten. Adrenalin schoss in meine Adern, als sich das Schiff in Bewegung setzte. Vor und zurück, hin und her. Mein Magen machte bei jedem Vorwärtsschwung einen Satz und auch ich schrie aus vollem Herzen.

Mit dem 71er-Bus fuhr ich von der Kirmes nach Hause. Mein Abschlusszeugnis der vierten Klasse lag im Ranzen. Empfehlung fürs Gymnasium. Ich hatte es geschafft. Beschwingt und erschöpft zugleich betrat ich die Wohnung. „Mama.“ Keine Antwort. Ich ging durch den Flur ins Wohnzimmer. Die Tür zur Küche war geschlossen. „Mama?“ Ich drückte die Klinke herunter, schaute durch den Spalt und sah sie weinend am Küchentisch sitzend, das Telefon in der Hand. Meine Knie schienen sich aufzulösen. Die Küche ein Vakuum, das sich um meine Mutter herum

zusammenzog. In Zeitlupe bewegte sich der Kopf meiner Mutter hin und her. Ihr Mund formte Worte. Dumpf drangen sie in mein Ohr: „Nein, alles wird gut, glaub mir.“

„Du lügst!“ Ich schmiss die Küchentür zu, rannte in mein Zimmer und hockte mich auf den Boden, meinen Tornister fest in den Armen haltend. Meine Gefühle drängten sich wie Gase aus frischem Most gegen den Korken in meinem Hals, blieben im Bauch der Flasche gefangen. Wir fahren mit dem Zug, Mama und ich. Mein Vater kam mit dem Auto hinterher. Er musste noch arbeiten. Wir hatten eingekauft. Schwarze Hose im Cargostil. Sehr modern. Spitze Schuhe. Schwarz. Ebenso die neue Bluse. Schöne Sachen. Ich mochte sie. Das Größte aber war eine Kellnerjacke im 20er-Jahre-Stil. So eine Jacke hatte ich mir immer gewünscht.

Die Landschaft fuhr an uns vorbei. Die Grenze, kaum wahrgenommen von mir. Obwohl doch sonst immer große Angst bei ellenlangen Kontrollen ausgestanden werden musste. Passkontrolle, Kofferfilzen, starre unfreundliche Grenzer, diesmal alles aufgelöst in Nichtigkeit.

Halle/Saale, Hauptbahnhof. Auf dem Bahnsteig suchende Blicke nach bekannten Gesichtern. Die Schwester meiner Mutter, meine Tante, lief auf uns zu. Umarmung. Festhalten. Es



Mariam mit ihrem Großvater und ihrer Familie

wurde versucht zu lächeln, aber Augen können nicht lügen. Jemand packte den Koffer ins Auto. Wir fuhren los. Ich hatte Angst. Angst auszustiegen. Angst vor der Leere im Haus.

Mein Onkel öffnete das Hoftor. Kein Hund, der uns bellend begrüßte.

Er war im Mai gestorben, schaute vom Himmel auf uns herab. Mein Onkel wollte mich in den Arm nehmen. Aber nach kurzer Berührung drehte er sich weg. Strich sich übers Gesicht und nahm das Gepäck, froh eine Ablenkung zu haben.

Drinnen war der Tisch reichlich gedeckt, in der Küche. Mit Käse, Wurst, Fleischsalat, Aal, Tomaten und Gurken. Omi auf der Küchensbank. Sie sah blass aus, eingefallen, irgendwie dünn. Sie saß dort und wartete. Ich rannte zu ihr und schmiss mich auf sie, wollte nicht loslassen, nie mehr.

Wir aßen. Wie die Fahrt war, wollte man wissen. Dass es heiß ist, wurde gesagt. Morgen. Ja, morgen, da können wir ihn sehen. Ich nicht. Zu klein. Zu jung. Ich wurde panisch. Die Teetasse zersprang auf dem Fußboden. Musste zu ihm. „Ist ja gut.“ Von wem gesagt, ich weiß es nicht. Es war zum Erbrechen heiß. Wir fuhren auf einen Parkplatz. Die Tür zum Raum ging auf und es war angenehm kühl. Schön und ruhig lag er da, so wie immer sah er aus. Ich nahm seine

Hand und streichelte mit der meinen über sein Gesicht. Berührte seine Wangen, küsste ihn. War er kalt? Meine Lippen haben vergessen, aber in mir war eine unendliche Zärtlichkeit, eine nie endende Liebe. Es war verboten, was ich da machte.

Tote sind giftig. Sie zu küssen, zu berühren, war nicht erlaubt. Ich war froh, es getan zu haben. Ein letztes Mal, für immer in mir.

Am Abend, da schlief ich. Eher lag ich im Bett. In der Mitte, der Ritze, wie immer, gewohnt. Nur der Platz neben mir rechts, da lag jetzt Mama. Am Morgen setzte sich der Zug aus Menschen in Bewegung. Das ganze Dorf war versammelt. Hinter dem Sarg seine Frau, seine Kinder und ich, dann Weitere. In der Kirche, was der Pastor sagte, rann durch mich durch. Man ließ den Sarg hinab in die Erde. Ich trat vor das Grab und sah die im Sommerlicht glänzende Oberfläche aus braunem Holz. Die tiefen Wände der Grube warfen Schatten, aber die Sonnenstrahlen schienen sich in ihrem Tanz nicht stören zu lassen. Ich ließ eine Blume, eine Rose, in den sich spiegelnden Himmelskörper fallen, gab sie ihm mit auf seine letzte Reise und stellte mich in die Reihe derer, die ihm auf Wiedersehen gesagt hatten. Zu Hause. Es wurde gegessen. Wie konnten sie nur, jetzt.



Die Tanten und Onkel, alle saßen in der guten Stube, aßen. Nudelsuppe. An diesem Tag für meine Oma am einfachsten. Verständlich. Er hat Nudelsuppe gehasst.

Ich lag auf dem Kanapee, wo ich sonst immer mit ihm gelegen, er mir Geschichten erzählt hatte von Gott und vom Krieg. Ich weinte. Das monotone Geklapper der Löffel, die über die Teller schabten, begleitete mich in den Schlaf, der sich wie eine Decke des Vergessens über mich legte.

Ich öffne die Augen. Die Luft flimmert, scheint zu kochen. Ein heißer Junitag 2004. Eine Biene summt um den Rosenstrauch vor mir. In der Sonne das Grab. Ich betrachte es, nehme tief atmend die wärmende Luft in mir auf, und gieße die Rosen, die einen zarten Duft verströmen.

Ich danke dir, dass es dich gab.

# Kater Ginger

## Einübung ins Abschiednehmen

Jörg Machel / Unsere vierjährige Tochter und der Kater meiner Eltern waren etwa gleich alt und so gehörte Ginger zum Leben der Kleinen dazu. Bei jedem Anruf ging es nicht nur um das Wohlbefinden von Oma und Opa, sondern immer auch darum, wie es Ginger geht. Und es ging ihm schon eine ganze Weile gar nicht gut. Er fraß immer weniger und sein Fell wurde rau und struppig. Ein Auge wurde trüb und der Tierarzt meinte, eine Operation sei aussichtslos. So bekam Ginger sein Gnadenbrot. Das heißt, er bekam sein Gnadenmenü, denn er fraß nur noch ausgesuchte Spezialitäten, und die ganze Familie war ständig auf der Suche nach Leckereien, die der arme Kater noch vertragen konnte.

Es war das erste Mal, dass unsere Tochter so unmittelbar mit Krankheit und Siechtum konfrontiert war. Immer wieder fragte sie, ob wir traurig seien, dass es Ginger so schlecht geht, und sie wollte wissen, ob er jetzt sterben wird.

Durch Ginger war Krankheit, Siechtum und Sterben über Monate Thema bei uns und jede Beerdigung, die ich zu halten hatte, jeder Krankenbesuch ließ unsere Tochter voller Mitgefühl an ihren Ginger denken.

Von Monat zu Monat ging es dem Kater schlechter und als wir Ostern zu Besuch bei den Großeltern waren, verschwand das Tier immer wieder. Anders als früher wollte es nicht mehr spielen und schmusen, sondern suchte sich ganz ruhige Ecken und Winkel, um für sich allein zu sein. Nur kurz ließ sich Ginger noch streicheln und lieblosen, dann suchte er wieder das Weite. Sein Auge war inzwischen so verquollen, dass man den Eindruck gewann, mit dem Augenglicht hätte er auch die Orientierung verloren.

Unsere Tochter wollte alles ganz genau erklärt haben, auf alles sollten wir eine Antwort finden - woher die Krankheit kommt, wann endlich wieder alles gut werden würde, warum der Tierarzt unserem Kater nicht helfen kann. Immer wieder haben wir die gleichen Fragen besprochen, immer wieder gab es dieses fast naturwissenschaftliche Interesse nach Zusammenhängen und Abläufen und die Frage danach, was das für unser Empfinden bedeutet.

Nach Ostern ging es dem Tier dann so schlecht, dass der Tierarzt riet, es einschläfern zu lassen. Im Garten bekam Ginger ein Grab und wir hatten die schwere Aufgabe, die traurige Botschaft weiterzusagen. Auf die Nachricht, dass Ginger nun tot sei, wollte die Kleine zuerst wissen, ob Oma und Opa nun traurig seien und ob sie viel weinen würden. Dann gab es Fragen zu allen Einzelheiten. Ob Ginger im Stehen oder im Liegen gestorben ist, ob Oma und Opa zur Beerdigung einen Pfarrer geholt haben oder ob sie ihn allein begraben mussten.

Am Abend fragte unsere Tochter meine Frau, ob ich sie beerdigen würde, wenn sie als Kind sterben müsste? Das brächte ich sicher nicht fertig, gab meine Frau zu bedenken, ich bekäme vor Trauer wohl kein Wort heraus. Dann ging die Kleine alle ihr bekannten Pfarrer durch und befürchtete, dass die alle wohl zu traurig wären, um ein Wort herauszubekom-

men. Und so kamen die beiden zu der beruhigenden Feststellung, deswegen dürfe sie auch gar nicht sterben, weil alle einfach zuviel weinen müssten.

Das waren in jeder Hinsicht herausfordernde Gespräche, die sich da um die Krankheit und den Tod von Ginger entwickelten. Über das Tier kamen wir ins Gespräch über die Würde des Lebens, über die Trauer um ein Mitgeschöpf und über das, was uns tröstet im Leben und im Sterben.

Das Thema Tod und Sterben kommt in meiner Arbeit als Pfarrer natürlich oft vor, in meiner Rolle als Vater habe ich ganz neu erfahren können, wie früh ein Mensch damit beginnt, seine inneren Bilder vom Ende des Lebens zu entwickeln, und dass es wichtig ist, schon als Kind ein inneres Verhältnis zu Tod und Sterben aufzubauen.



# Lisa und Frieda

Zwei Ansichten

geschützt



## „Kann mein Schutzengel schwimmen?“

Barbara Müller / Meine Tochter Frieda konnte es noch nicht, als sie mir diese Frage stellte, sie war noch keine vier Jahre alt. Jeden Morgen fuhren wir mit dem Fahrrad am Landwehrkanal entlang zum Kinderladen. Sie saß im Fahrradkorb und unterhielt sich mit den Enten, die munter schnatterten. „Mama, meine Ente hat wieder »guten Morgen« gesagt.“ Da ich die Sprache der Tiere nicht mehr verstand, freute ich mich über ihre gute Beziehung zu den Enten, mit denen sie so gerne sprach.

Eines Morgens versetzte mich meine Tochter in Alarmstimmung. „Mama, meine Ente hat gesagt, ich soll mit ihr im Kanal schwimmen!“

Der Lieblingsspielplatz unserer Kinderladenkinder war die Lohmühleninsel – kanalumflossen und voller sprechender Enten. Ich wusste, der verlockenden Einladung von Friedas Ente konnte ich nichts entgegensetzen und organisierte auf dem nächsten Kinderladen-Elternabend einen gemeinsamen Schwimmkurs für unsere Kinder. Bald hatten alle ihr „Seepferdchen“.

Da wir Eltern nun alles notwendige getan hatten, vertraute ich auf den schwimmenden Schutzengel.

Meine Tochter ist inzwischen 27 Jahre alt und nach allem, was bisher geschah, bin ich sicher, dass ihr Schutzengel alles kann.



## Das Leben ist ein Ponyhof

Vielleicht kennt Ihr die Filmidylle auf dem Pferdehof „Die Mädels vom Immenhof“? Alles ist schön, jede Schwierigkeit zur Steigerung der Spannung wird glänzend gelöst.

„Das Leben ist kein Ponyhof!“ Meine Kollegen lieben diesen Spruch, um (angeblich) unrealistische Wünsche abzulehnen. Ich halte dagegen: Es ist einfach eine Frage der Zeit.

Lisa, meine älteste Tochter, liebt Pferde von Kindesbeinen an. Seitdem sie diese wunderbaren Tiere wahrnahm, liebt sie sie. Schon immer wünschte sie sich ein eigenes Pferd. Jedes Jahr zu Weihnachten, an jedem Geburtstag und zwischendurch. Natürlich konnte sie schon als kleines Mädchen reiten.

Als wir ans Fraenkelufer mit dem großen begrünten Hof umzogen, war sie sich sicher: „Mama, jetzt haben wir eine Wiese, jetzt bekomme ich ein Pony!“ Nachts träumte sie, wie das Pony die Treppe zu unserer Wohnung hoch trabte, hörte seine Hufe klappern und hörte es wiehern. Als ich mein eingeschlafenes Kind zudecken wollte, sprach Lisa zu mir im Schlaf: „Lass mich, ich reite gerade!“

Den tiefen Wunsch meiner Tochter nach einem eigenen Pferd konnte ich ihr nie erfüllen.

Lisa machte aus ihrer Leidenschaft ihren Beruf: sie studierte Heilpädagogik und arbeitet jetzt als Reittherapeutin mit Kindern und Jugendlichen in einer reittherapeutischen Einrichtung in Köln.

Dort geschah dann das Wunder! Nach 25 Jahren beharrlichen Wün-

schens bekam Lisa ein Pferd geschenkt: Dana, eine prämierte Reitpony-Stute mit edler Abstammung. Ein wohlhabender Pferdebesitzer hatte ihre Pferdeliebe erkannt und schenkte ihr dieses Pferd, das sich für seine eigene Tochter als zu frech erwiesen hatte.

Unsere Familie besteht jetzt aus drei Menschen und einem Pferd. Das Leben ist doch ein Ponyhof, man muss nur warten können.

# Die Patin

## Verbunden auf Lebenszeit

Stefanie Oswald / Auf den alten Bildern steht sie neben meinen Eltern und hält mich auf dem Arm – ein winziges Baby in dem traditionellen Taufgewand mit den aufge-

Taufgewand mit den aufge-

für Deutsch und Englisch. Mit den Männern hat sie Pech gehabt, keine eigenen Kinder bekommen. Ernsthaft erwog sie, ins Kloster zu gehen, aber „Ich hätte nicht Gehorsam versprechen können“, sagt sie. Später hat Lisbeth jahrzehntelang zu Hause meine schwer Alzheimerkranke Großmutter gepflegt und heute lebt sie zurückgezogen in einer bayerischen Kleinstadt.

Als Journalistin habe ich in den letzten Wochen für eine Sendung über Paten-Beziehungen recherchiert und etliche Leute befragt, wie sie ihre Rolle als Pate, aber auch als Patenkind empfinden. Vielen Meinungen und Haltungen bin ich dabei begegnet. Am überraschendsten war festzustellen, wie viel Interesse an dieser Beziehung besteht, wie viele Emotionen sie auslöst und wie sehr sie das Leben bereichern kann. Auch: Wie bewusst Eltern Paten für ihre Kinder auswählen und wie

sich Paten entscheiden, diese Rolle für ein Kind zu übernehmen. Vielleicht ist es eine Folge der kinderlosen, vereinzelter Gesellschaft, dass Patenschaften häufig sehr innig gelebt werden und fast eine Art Großfamilien-Ersatz darstellen. Übrigens unabhängig von der Zugehörigkeit zu einer christlichen Religionsgemeinschaft. Verwundert hat mich, wie furchtlos sich viele meiner Gesprächspartner den alten, ursprünglichen Gedanken einer Patenschaft zu eigen machen, im Notfall tatsächlich an Stelle der Eltern die Verantwortung für ein Kind zu übernehmen. „Nur

einmal im Leben habe ich mich geärgert, dass ich aus der Kirche ausgetreten bin“, bekannte Gundula: „Ich wäre so gerne Taufpatin meines Nefen geworden.“ Denn die öffentliche Ernennung eines Paten scheint eine gewisse spirituelle Bedeutung zu haben. „Klar“, sagt Susanne, „dann ist es ja vor aller Augen und Ohren öffentlich, dass mir die Verantwortung zufällt.“

Tante Lisbeth hat mich bei der Recherche im Hinterkopf immer begleitet. Vielleicht, denke ich, hat sie mich durch ihr ganz unspektakuläres Leben, ihre konsequente Umsetzung der Nächstenliebe doch christlicher geprägt, als ich bislang angenommen habe. Ganz sicher verdanke ich ihr die angenehmeren Gedanken an die katholische Kirche, die durch ihre folkloristische Glaubenspraxis für mich bis heute eine gewisse Anziehungskraft besitzt. Zu den schönen Kindheitserinnerungen zählen auch die üppigen, von Weihrauchschwaden vernebelten Gottesdienstbesuche in festlichen barocken Kirchen, die langen Nachmittage bei der Grabpflege auf den Friedhöfen in der Umgebung, die im Schnee flackernden Grabkerzen. In Tante Lisbeths Wohnung hängen wie eh und je katholische Devotionalien, Heiligenbilder und Reliquien. Zu Weihnachten präsentiert sie eine ganze Ausstellung historischer Christkindl, für die sie an den langen Herbstabenden, wenn die Hände es erlauben, Klosterarbeiten anfertigt.

Über unseren Glauben haben wir uns nie ausführlich verständigt, auch über unsere Patenbeziehung nicht. Aber seit meine Mutter vor einigen Jahren starb, sind wir einander noch näher gekommen. „Du bist mein Kind“, sagt sie, und meine Kinder sind ihre Enkelkinder.



Stefanie mit 7 Jahren im heimischen Garten in Köln

stickten Namen meiner Vorfahren, Cousinen und Cousins, die in demselben Kleid schon übers Taufbecken gehalten wurden. Anders als heute gehörte die Taufe Ende der sechziger Jahre wie selbstverständlich dazu: bei Katholiken – wie die bayerische Familie meiner Mutter. Und bei Tante Lisbeth, meiner Taufpatin, die auf dem Bild ein elegantes Kostüm trägt, eine Pillbox auf den schulterlangen, dunkelbraunen Haaren und Handschuhe. Ich ahne, wie albern und maniert die Familie das damals fand. Tante Lisbeth ist die acht Jahre ältere Schwester meiner Mutter, sie war ihr Leben lang Realschullehrerin

# Wenn Base und Muhme und Oheim

## Familienbande

Heike Krohn / Zu Luthers Zeiten hätten meine Neffen mich wohl „Base“ genannt. Und hätte ihre Mutter eine Schwester, dann hätte die „Muhme“ mit ihnen gespielt. Bevor sich aus dem Französischen im 18. Jahrhundert - der Zeit, als der europäische Adel französisch sprach und die absolutistischen Herrscher in Europa durch ihre mit Muscheln und Grotten verschönerten Schlösser schritten - die Begriffe „Onkel“ und „Tante“ durchsetzten, unterschieden die Menschen in der Sprache sehr genau, ob der Familienzweig der Mutter oder des Vaters gemeint war. Oftmals waren an diesen Bezeichnungen auch Erb- und Machtverhältnisse abzulesen. Im alten Rom etwa galt der „Oheim“, also der Bruder des Vaters, als eine Autoritätsperson für seine Neffen. Im antiken Griechenland wurde zumeist der Onkel väterlicherseits als Vormund bestellt, wenn minderjährige Kinder ihren Vater verloren hatten. Welche gesellschaftliche Rolle Tanten in früheren Zeiten in unseren Breitengraden hatten, ist schwerer herauszufinden. Vielleicht auch, weil Frauen, wenn sie verheiratet wurden, in der Regel das Haus verließen.

Als mein Bruder und meine Schwägerin ihr erstes Kind erwarteten, gab mir eine Freundin den Rat, mir Zeit mit dem Kind zu nehmen, denn die hätten die wenigsten. Das

habe ich mir zu Herzen genommen. Neben Familienfesten besuche ich meine Neffen manchmal am Wochenende. Dann spielen wir Fußball, graben Löcher, bauen mit Lego Flugzeuge oder feilschen um Häuser in der Badstraße bei Monopoly. Ich bin neugierig darauf, was meine beiden acht und elf Jahre alten Jungs machen, was sie interessiert, was sie denken und worüber sie lachen. Wenn ich sie frage, wer für sie zur Familie zählt, dann gehören neben den Eltern und den Großeltern auch die Tanten und Onkel dazu. Martin Luther hat unter Familie noch etwas anderes verstanden: „Weib, Knecht und Magd, Vieh und Futter.“ Zu seiner Zeit war der Begriff Familie zunächst noch gleichbedeutend mit dem germanischen Begriff des „Hauses“ als einem Rechtsverband. Der Hausvater stand dem Haushalt vor, der neben den Eltern und Kindern auch alle anderen Mitglieder des

Hauses umfasste. Die Familienzugehörigkeit entschied sich nicht nach Abstammung, sondern danach, ob man das Leben unter einem Dach teilte. Bis dann im 18. Jahrhundert die Gattung der „Hausväterliteratur“ entstand.

Hier wurde beschrieben, was alles zur guten



Führung des Hauses notwendig war. Von Kauf und Pacht bis zur Beziehung von Hausvater und Hausmutter zueinander und zu den Kindern, von Dienstboten, Wirtschaftsregeln, Schwangerschaft und Astrologie reichten die Themen dieser ersten Ratgeberliteratur. Die Familie mit dem Hausvater als Oberhaupt spiegelte im Kleinformat den absolutistischen Staat mit dem König an der Spitze. Mit dem Protestantismus entwickelte sich das christliche Haus zum wichtigsten Ort religiöser Sozialisation. Die christliche Unterweisung der Kinder und der Gehorsam des Gesindes den Hauseltern gegenüber galten reformatorischen Theologen als zentrale Werte für die Familie.

Meine Neffen schreiben mir seit kurzem Kinderwitze per E-Mail und schicken mir Links zu youtube, in denen Liedzeilen wie „You got the power“ mit „Agate Bauer“ übersetzt werden. Das amüsiert sie sehr. Computerspiele sind gerade auch sehr angesagt. Jedes Mal wenn ich komme, haben sie ein neues Spiel, das sie auf dem familiären iPad tippen lässt. Ihre Kommentare untereinander zu ihren Spielerfolgen leiten sie mit „Alter“ und „cool“ ein. Natürlich spiele ich mit. Die Grafiken sind mitunter winzig und für mich Ungeübte unübersichtlich, aber als mittelalte Tante will ich dran bleiben. Als meine Schwägerin mir beide Kinder jeweils wenige Tage nach ihrer Geburt in die Arme

legte, fühlte ich mich den Kindern verbunden. Es war anders, als ich es mit Kindern meiner Freundinnen kannte. Blut muss doch dicker als Wasser sein.

*Andreas Gestrich, Jens-Uwe Krause, Michael Mitterauer, „Geschichte der Familie“, Stuttgart 2003.*

*Paul Burgard (Hrsg.), „Die frühe Neuzeit. Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte 1500 – 1815“, München 1996.*

# Du bist der Boss

## Eine Buchempfehlung

Kristina Vaillant / Im Sommer vor drei Jahren war Paula F. das Schlafzimmer viel zu groß geworden. Das breite Ehebett stand dort, seit sie es vor einigen Jahren gekauft hatte, als sie gemeinsam mit Ehemann und Kindern die Vier-Zimmer-Familienwohnung bezogen hatte. Aber seit der Vater der Kinder das Zuhause verlassen hatte, wachte sie morgens auf und das Federbett neben ihr war unberührt. Sie schlug ihren damals 12 und 15 Jahre alten Söhnen vor, einer von ihnen könne sein kleines Kinderzimmer gegen das Elternschlafzimmer eintauschen. Keiner wollte das Angebot annehmen. Darauf konnte sie sich keinen Reim machen, schließlich hatten sie sich öfters beschwert, dass ihre Zimmer so klein sind. Nach einigen Tagen fragte sie nach und bekam Antwort. „Du bist der Boss hier, Mama, dir steht das größte Zimmer zu“, erklärten die Söhne. Sie könnten

es nicht ertragen, sagten sie, wenn sie als Familienoberhaupt eines der kleinen Kinderzimmer bewohnen würde.

Eigentlich eine Selbstverständlichkeit: die Mutter, die für die Kinder sorgt, sie ernährt und erzieht, ist das Familienoberhaupt. Anders in Politik und Gesellschaft: In Deutschland wird Alleinerziehenden – in neun von zehn Fällen sind es Frauen – diese Anerkennung verwehrt. „In jüngerer Zeit häufen sich die Diskriminierungen Alleinerziehender als defizitäre ‚Restfamilie‘“, stellt die Journalistin Christina Bylow im Vorwort ihres Buchs „Familienstand: Alleinerziehend“ fest. Belege dafür bringt sie zahlreiche. Einer davon findet sich, unbeachtet von der Öffentlichkeit, in Thilo Sarazins Bestseller „Deutschland schafft sich ab“. Der ehemalige Berliner Finanzsenator, der bis Herbst 2010 Vorstandsmitglied der Bundesbank war, nimmt darin nicht nur

Migranten, sondern auch die Alleinerziehenden ins Visier. Sie ziehen es seiner Meinung nach vor allein zu bleiben, weil sie es auf staatliche Transferleistungen abgesehen haben. Beispiele für solche zynischen Verurteilungen hat die Autorin auch in seriösen Medien wie der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung gefunden („Alleinerziehende. Die Hätschelkinder der Nation“, Januar 2010). „Wie kann es sein, dass eine so große, in sich keineswegs homogene Gruppe auf solche Weise dargestellt wird? Ist es die Arroganz der Mehrheit gegenüber einer Minderheit, die allerdings explosiv wächst?“, fragt die Autorin.

Über die „unbestreitbaren Schwierigkeiten, in Deutschland mehr oder weniger allein ein Kind großzuziehen“, schreibt Bylow, werde dagegen nur selten gesprochen. Dabei gibt es viel zu sagen. Nach dem aktuellen Sozialbericht für Deutschland (Okto-



ber 2011) leben insgesamt 2,6 - Millionen Alleinerziehende in Deutschland, in jeder fünften Familie leben Alleinerziehende mit Kindern unter 18 Jahren, Tendenz steigend. Berlin gibt den Trend vor: hier ist es jede dritte Familie. Deutschlandweit wächst jedes sechste Kind in einer Alleinerziehenden-Familie auf. Fast die Hälfte dieser Familien muss mit einem Einkommen von weniger als 1300 Euro im Monat auskommen (bei allen anderen Familien trifft das nur auf einen Anteil von 12 Prozent zu). Und das, obwohl 57 Prozent der alleinerziehenden Mütter erwerbstätig sind, die meisten von ihnen in Vollzeit.

Wer für sich in Anspruch nimmt, ihm liege das Wohl der Kinder am Herzen, der muss sich für Alleinerziehende stark machen. Das fängt bei der Kindergartenbetreuung an: Jedes Kind hat zwar ab einem Jahr per Gesetz Anspruch auf einen Betreuungsplatz (beginnend mit dem Kindergartenjahr 2013/14), aber schon jetzt übersteigt in vielen Gemeinden die Nachfrage das Angebot – selbst in Berlin, wo die Versorgung bisher vergleichsweise gut war, füllen sich die Wartelisten. Genauso dringend sind Alleinerziehende auf Hortbetreuung

Christina Bylow

## Familienstand: Alleinerziehend



Plädoyer für eine **starke Lebensform**

GÜTERSLOHER  
VERLAGSHAUS  
G

Was den anfangs erwähnten halbwüchsigen Jungs gelungen ist, muss auch der Mehrheitsgesellschaft gelingen: Die selbstverständliche Anerkennung der Alleinerziehenden und ihrer Kinder als Familie. Die Anerkennung dessen, was Alleinerziehende leisten, und die Schwierigkeiten, auf die sie dabei treffen. Es könnte allerdings sein, dass dem in Deutschland ein Mütter- und Familienbild im Wege steht, das sich noch immer an der traditionellen Rollenverteilung orientiert. Insofern hilft die gesellschaftliche Anerkennung der Alleinerziehenden nicht nur ihnen und ihren Kindern weiter, sie wird allen Frauen einen Dienst erweisen.

*Christina Bylow: Familienstand: Alleinerziehend. Plädoyer für eine starke Lebensform. Gütersloher Verlagshaus, 2011.*

und Ganztagschulen für ihre Kinder angewiesen, wenn sie nicht in die „Armutsfalle“ geraten wollen. Und schließlich ist die Steuergesetzgebung dringend zu reformieren, die die Ehe subventioniert, anstatt die Elternschaft unabhängig vom Ehestatus zu fördern.

# Wenn die Worte fehlen

Logopädischer Alltag in Kreuzberg

gehört



Die Autorin im Alter von 3 Jahren. Heute arbeitet sie als Logopädin in einer Kreuzberger Praxisgemeinschaft.

Sandra Henkel /  
Montagmorgen. Die Therapie bei uns in der logopädischen Praxis beginnt noch vor der Kita. Leila, 5 Jahre alt, russischer Herkunft, kommt fröhlich in den Therapieraum gesprungen. Hinter beiden Ohren sieht man die Sprachverstärker des Cochlear Implantats, das ihr im Alter von einem Jahr eingesetzt wurde. Leila ist fast taub. Ohne diese Geräte, ohne die Operation klänge die Welt ganz anders: sehr leise, vieles wäre gar nicht wahrnehm-

bar für sie. Sprache könnte sie nicht oder nur sehr verzerrt hören. Der Blickkontakt ist sehr wichtig, trotz ihres Sprachverstärkers muss sie Informationen für Laute und Worte zusätzlich vom Mund ihres Gegenübers abschauen. Das gelingt nicht immer, denn zu Hause leben drei Geschwister, Oma, Papa, und Mama, die die Familie mit einem anstrengenden Putzjob versorgen muss; eine russischsprachige Familie, darunter eine taube Schwester. Da bleibt oftmals gar keine Zeit, sich ruhig hinzusetzen und die Worte langsam und

wird. Leila wird oft sauer. Sie ruft dann laut „Menno!“, wenn sie sich wieder einmal nicht verständlich machen konnte. Sie ist klug, aber ihre Fähigkeiten können sich unter diesen Bedingungen nur schwer den Weg in die Welt bahnen. So wie Leila geht es vielen Kindern hier im Kiez. Nicht jedes Kind hat Probleme mit dem akustischen Hören, doch wenn eine Zweisprachigkeit vorliegt und weitere Hürden dazukommen, Konzentrationsschwierigkeiten, seelische Probleme, Entwicklungsverzögerungen im Allgemeinen, dann, ja dann bleibt einem schon mal die „Sprache im Halse stecken“ oder „es fehlen einfach die Worte“. Dann muss man sich manchmal körperlich „Gehör verschaffen“. In der Therapie haben viele Kinder ein- bis zweimal in der Woche Möglichkeiten, mit ihren Bedürfnissen und Vorlieben zu experimentieren. Hier ist Raum, drauflos zu spielen und zu reden. Im Eins-zu-Eins-Kontakt klappt es mit dem Anschauen schon eher, da kann man lernen zu sagen, was man sich wünscht. Die Beratung der Familien gehört dazu. In vielen Familien ist das

Thema ‚Fernsehen‘ noch ein Tabubereich. Dauerberieselung im Kin-

**Der Kottbuser Postkutscher putzt den Kottbuser Postkutschkasten**

konzen-  
triert zu erkennen. Und dann die beiden Sprachen, zwischen denen hin- und hergesprungen

# Kalte Klapperschlangen klapperten bis die kahlen Klappern schlapper klangen

der- zimmer ist  
Tages- programm, und die  
Kleinen sind oftmals gar nicht in der  
Lage, diese vielen Informationen ein-  
zusortieren. Besonders dann, wenn  
sie sprachlich und kulturell zwischen  
und in verschiedenen Welten leben.  
Der Fernseher springt ein als Ersatz  
für den persönlichen Kontakt; viele  
Kinder haben kein Spielzeug; Ge-  
schichten und Lieder von früher wer-  
den nicht weitergegeben, oftmals  
haben gerade türkische Eltern kei-  
ne Erinnerung daran, welche Ge-  
schichten ihnen erzählt wurden  
und ob überhaupt. Die Grenze  
zwischen der Sprachlosigkeit auf-  
grund mangelnder Anregung oder  
existierendem Unvermögen der  
Kinder, Worte und Inhalte zu spei-  
chern, ist manchmal fließend. Hier  
ist eine differentialdiagnostische Un-  
tersuchung aufschlussreich.  
Psy-

nommensein,  
viel sprachlicher Anre-  
gung und Gesundheit von Geburt an.  
Hanna, 4 Jahre alt, spricht immer ein  
/t/ anstelle eines /k/ und ein /d/  
statt /g/. Da klingt die Sprache wie  
beim Kleinstkind. „Destern hab ich  
beim Tlettern eine doße Dodde de-  
sehen. Da hab ich Andst detriet und  
bin nicht wieder

leicht. Die Suche nach dem Weg in  
die oder Steinen ist, ist sehr span-  
nend. Wie ein Wunder scheint es  
dann, wenn das Geröll sich löst und  
die Freude an Kommunikation vom  
Kind entdeckt wird. Wenn es er-  
kennt: Ich habe was geschafft und  
kann das mitteilen - und die Worte  
sind mein Symbol dafür!

# Flotte flinke Felflicker flicken flink feine Felle

runter  
dedlettert. Papa hat sie wedde-  
scheucht:“ Dann sprechen wir hier  
eine Quatschsprache und lachen uns  
schief, um die Wahrnehmung für die  
eigene Sprache zu schulen. Schnell  
kapiert

# Klein Kind kann keinen Kirsch kern knacken

choso-  
ziale Themen und entwicklungs-  
physiologische Erkenntnisse der letz-  
ten Jahrzehnte zeigen: Damit ein  
Mensch in die Sprache findet,  
braucht er einen Boden von Ange-

Han-  
na, was sie  
verändern kann, um  
besser verstanden zu wer-  
den. Manchmal ist es ganz

# Mit welcher Zunge?

## Kindheit in zwei Sprachwelten

Siegfried Antonio Effenberger /  
Alles hatte mindestens zwei Namen.  
„Der Junge - el niño“, „das Mädchen - la niña“, „die Tür - la puerta“, „das Essen - la comida“.

Mein Vater sprach deutsch mit mir, meine Mutter spanisch und beide unterhielten sich auf Englisch, da sie die Sprache des jeweils anderen zu Beginn ihrer Ehe noch nicht konnten. Sie hatten sich 1968 in San Francisco kennen gelernt und waren ein Jahr später zurück nach Deutschland gezogen. So schnappte ich Englisch im Vorbeigehen auch mit auf.

Es gab Feinheiten in unserem Hausidiom, die mich als kleines Kind manchmal verwirrten: „La Mesa“ heißt Tisch auf Spanisch, aber es gab ja im Deutschen, phonetisch fast gleich klingend, auch... das Messer. Ein Tisch kann doch nicht so gefährlich sein, wieso sollte ich also mit dem Messer beziehungsweise mit dem Tisch aufpassen?

Als ich vier Jahre alt war, sagte ich zur Fliege *avioncito* (sprich: a - wi-onnssito) was eigentlich im Spanischen „kleines Flugzeug“ bedeutet. Aber so hatte ich mir die herumsummenden Fliegen bzw. die kleinen Flieger selber übersetzt. Sehr zur Freude meiner Verwandten mütterlicherseits, die meine Kreation immer wieder hören wollten. Das echte Wort für die Fliege, „la mosca“ kannte ich da wohl noch nicht.

1973 waren wir für mehrere Monate in El Salvador, dem Land, aus dem meine Mutter kam. Mein Vater blieb in Deutschland und wollte später nachkommen. Wir wollten eigentlich komplett auswandern und in den Tropen leben. Daraus wurde nichts, da ich und meine beiden jüngeren Brüder der Reihe nach die Kinderkrankheiten bekamen und die medizinische Versorgung in Deutschland

schlichtweg besser und auch billiger war.

Ich erinnere mich aber heute noch daran, dass ich in San Salvador, der Hauptstadt dieses kleinsten zentralamerikanischen Landes, einmal mit meiner Tante Julia alleine war und über Bauchschmerzen klagte. Sie sprach nur Spanisch.

Aua, aua, tia Julia, aua mein Bauch!

Sie verstand mich nicht richtig (oder doch?) und brachte mir... Wasser, denn Agua, ausgesprochen Aua heißt dort Wasser. Sie glaubte, dass ich Durst hatte.

Wenn ein Kind in El Salvador Schmerzen hat, dann ruft es *ay,ay,ay!* Aber Ei, Ei, Ei? Wozu sollte ich nach Eiern verlangen?

Ich bin dann doch in Berlin-Wedding aufgewachsen.

Anfang der siebziger Jahre war Zweisprachigkeit noch nicht so weit verbreitet wie heute. In unserer Straße aber schon, da wir mit vielen türkischen Familien zusammen lebten, die 1971 erst wenige Jahre im Land waren.

Während ich von meiner Mutter Spanisch lernte, schnappte sie bei mir ein paar deutsche Brocken auf. Meine Mutter redete mich Spanisch an und ich antwortete meistens auf Deutsch, verheimlichte anfangs, dass ich sie sehr gut verstand. Aber genauso lernten die türkischen Eltern in unserem



Kiez von ihren Kindern Deutsch.

In zwei Sprachwelten zu leben war in meiner Kindheit nicht unbedingt angesehen. Es hatte immer irgendwie mit Gastarbeitern und Ausländern zu tun, die fernab von der deutschen Gesellschaft lebten und zu denen es kaum Zugang gab.

Hinzu kamen pädagogische Ansätze, die Ende der Sechziger Jahre entwickelt wurden, welche die Zweisprachigkeit in der Kindheit grundsätzlich ablehnten, weil sie sie als schädlich für das Gehirn ansahen. Das heranwachsende Kind sollte eine Sprache richtig beherrschen und sich erst später eine weitere Fremdsprache aneignen. Übrigens waren zum Teil



selbst die in den Regionen gesprochenen Dialekte von diesen pädagogischen Überzeugungen betroffen. Zumindest in der Bundesrepublik war es so. Heute ist das ganz anders.

Wenn ich im November 2011 mit meinen Töchtern durch Berlin gehe, höre ich die Sprachen der ganzen Welt. Es gibt unzählige zweisprachige Angebote: Französische Kitas, Kindertanz auf Englisch, Klavierstunden auf Spanisch, Chinesisch und Russisch für Grundschulkindern und natürlich die Europaschulen.

Kinder bilingual zu erziehen ist heute fast schon ein Muss, definitiv schick und meistens kein zufälliges

Migrationsschicksal mehr. Außerdem ist die zweisprachige Erziehung heute von Eltern, Pädagogen und Hirnforschern entschieden gewollt, da man nun weiß, dass es für die kindliche Entwicklung von großem Vorteil ist, mehrere Sprachen zu sprechen. Selbst den verfeimten Dialekten wird heute eine fördernde Kraft zugesprochen. Ich kenne sogar Deutsche, die mit ihren Kindern zusätzlich in einer Fremdsprache sprechen, um ihnen deren Klang und ein Gefühl für sie zu vermitteln.

Über diese große Akzeptanz und so ein vielfältiges Angebot hätte sich meine Mutter 1969 riesig gefreut, denn mit den Sprachen und seinen Sprechern kommt ja auch ein anderes Lebensgefühl in eine Stadt. Heute ist Berlin bunt und vielsprachig, es gibt den Karneval der Kulturen, mehrsprachige Programmkinos und Avocados und Litchis im Discounter. Als Ausländer erregt man nicht mehr so viel Aufmerksamkeit wie vor vierzig Jahren.

Gleichzeitig finde ich aber, dass die vielen Angebote nicht zum Zwang werden sollten. Wenn das Märchenvorlesen in der anderen Sprache zur didaktischen Prüfung wird, läuft dann doch etwas schief.

Sprechen, vor allem mit Kindern, sollte immer von Herzen kommen und keine trockene Lehrstunde voller Leistungsgedanken sein.

Ich spreche vier Sprachen flüssig, Spanisch ist im wahrsten Sinne des Wortes meine Muttersprache und trotzdem mache ich es mit meinen Töchtern so, wie man es nach Lehrmeinung eigentlich nicht machen sollte. Ich spreche sowohl Spanisch als auch Deutsch mit ihnen, weil mir beide Sprachen gleich wichtig sind. Wann welche Sprache zum Einsatz kommt, entscheidet der Moment. Und manchmal entscheiden auch die Kinder.

# Ich bin wie alle

## Vom Wunsch, dazugehören zu wollen

Sabine Deschauer / „Ich bin wie alle“, antwortete ich. Eigentlich verstand ich die Frage gar nicht. Katholisch oder evangelisch? Daheim gingen alle Deutschen in die eine Kirche, Religionsunterricht gab's in der Schule nicht. Ich bin also wie alle.

War ich nicht. Das wurde mir ziemlich schnell klar, als ich mit fast allen in den katholischen Religionsunterricht geschickt wurde. Ich kannte die Texte nicht. Ich konnte die Lieder nicht singen, die Gebete nicht beten. Und überhaupt. Warum bekreuzigen die sich eigentlich ständig? So war ich nicht.

Geboren in Blasendorf, Rumänien  
– so steht es in mei-

nem Pass. Gelebt hat meine Familie in Schönau in Siebenbürgen. Seit 850 Jahren leben Deutsche dort, behielten Sprache, Glauben und Kultur. Wir waren Deutsche, da waren wir uns sicher. Wir waren Deutsche, und so sollte das auch bleiben. Viele Siebenbürger Sachsen verließen Siebenbürgen, als die deutschen Schulen geschlossen, als wir Rumänen werden sollten. 1979 kam ich mit meiner Familie nach München. Meine Mutter wurde Mesnerin in einer evangelischen Kirche, auch mein Vater fand schnell Arbeit. Ein guter Start.

Mir fiel es schwer, mich von Schönau zu verabschieden. Meine Großeltern blieben dort, die fehlten mir. In München lebten wir zunächst im Übergangwohnheim, ich kam dort in die Schule. Und nun, kurz nachdem ich die ersten Freunde gefunden hatte, sollte ich wieder in einen neuen Stadtteil und eine neue Schule. Ein guter Start für meine Eltern. Mir ging das zu schnell, ich wollte nicht schon wieder wechseln.

Ich sprach deutsch, in Rumänien waren wir die Deutschen. Und trotzdem: Ich merkte immer wieder, so wie alle hier in Deutschland bin ich nicht. Es waren oft Kleinigkeiten: In Rumänien wird der Rufname als zweites geschrieben, nach meinem deutschen Pass bin ich Susanne – nicht Sabine. Die Schrift ist in Rumänien anders,

ich musste Buchstaben neu schreiben lernen. Daran konnte ich mich schnell gewöhnen.

Anders waren vor allem meine Erfahrungen und Werte. Einmal sollten wir im Kunstunterricht Collagen machen. In Rumänien waren Hochglanzzeitschriften etwas Besonderes. Wir bekamen ab und zu welche von Verwandten aus Deutschland geschickt. Die wurden wochenlang aufbewahrt und immer wieder gelesen. So was Schönes und Perfektes sollte ich nun zerschneiden? Es fiel mir schwer.

Alle erzählten sich Häschen-Witze und Gruselgeschichten. Ich fand Häschen-Witze nicht komisch. Gruselgeschichten fand ich albern. Weil ich aus Siebenbürgen bin? Ich weiß es nicht. Damals war ich mir aber sicher: Weil ich aus Siebenbürgen bin.

Ich wollte sein wie alle, war es aber nicht. Es war mir deshalb damals nicht recht, dass die Rektorin meiner Schule gesehen hat, dass ich mich schwer tue, mich einzufinden. Heute bin ich froh. Sie hat mich gefördert, nicht gefordert. Sie hat niemanden wie alle behandelt und uns allen die Chance gegeben zu sehen, dass niemand wie alle ist.

Im katholischen Religionsunterricht war ich nur einmal. Ich ging dann in den evangelischen – nicht wie alle, aber auch nicht allein. Niemand bekreuzigte sich. Ich kannte die Texte, konnte die Lieder singen und die Gebete beten. Auch den Religionslehrer kannte ich: Pfarrer Diez war Pfarrer in unserer Kirche, in der meine Mutter Mesnerin war.



# „Was, das Kind ist schon da?“

## Die Kita-Platz-Hysterie

Melanie + Stefan Grundei / Hierbleiben, hierbleiben – so begrüßt uns unser 2-jähriger Sohn nicht selten, wenn wir ihn nachmittags aus der Kita abholen möchten. Seit drei Monaten ist er stolzes Kindergartenkind – mit Rucksäckchen, eigenem Garderobenhaken und Brotdose. Auch am Samstag bringt er uns nach dem Frühstück erwartungsvoll seinen Kindergartenrucksack und wir müssen ihn dann enttäuschen – heute gibt es nur Mama und Papa.

Aber bis dahin war es ein langer Weg. Das lag nicht daran, dass die Eingewöhnung besonders schwierig gewesen wäre. Ganz im Gegenteil. Der Kleine schien nur darauf gewartet zu haben, den Tag endlich mit vielen anderen Kindern verbringen zu dürfen.

Wie so viele Eltern hatten wir vor der Geburt unseres Kindes keine rechte Vorstellung davon, was es wirklich heißt, für so ein kleines Lebewesen zu sorgen. Manche Befürchtungen waren unberechtigt, man konnte sich vorher (und auch im Nachhinein) nicht vorstellen, mit so wenig Schlaf auszukommen, und es ist bisher jede Sekunde wert.

Doch was wir sträflich unterschätzt hatten, war die Suche nach einem Betreuungsplatz. Mittlerweile scheint es normal, sein Kind nach 14 Monaten in die Kita oder zu einer Tagesmutter zu bringen, damit beide Eltern wieder ins Büro können. Dass Betreuungsplätze den aktuellen Bedarf nicht decken, war uns bewusst. Unklar war uns allerdings, wie groß

die Lücke ist. Regelmäßig wurde bei der Anmeldung den je nach Veranstaltung zwischen Apathie und Verzweiflung schwankenden Eltern mitgeteilt, dass von den 50 bis 70 Kindern auf der Warteliste dann doch so drei bis sieben zum Zug kommen werden. Zugegeben, wir sind an die Sache recht naiv herangegangen. Nachdem wir uns aneinander gewöhnt hatten und so langsam der Alltag einkehrte, entschlossen wir uns dazu, uns langsam der Suche nach einem Kita-Platz zu widmen. Mit ein wenig schlechtem Gewissen wählten wir im Januar 2010 die erste Nummer unserer Liste, um nach einem Betreuungsplatz für Februar 2011 zu fragen – schließlich war es noch über ein Jahr hin und wir wollten nicht hysterisch erscheinen. Aber wir waren unsicher, ob unser vollgepacktes Besuchs-Programm in den nächsten Wochen einen weiteren Anlauf zulassen würde.

Die Reaktion am anderen Ende ließ uns aber fast vom Stuhl fallen. Während unser 6 Wochen altes Kind fröhlich glucksend unter seinem Mobile lag, mussten wir in der nächsten Stunde mehr als einmal die Frage beantworten: Wann kommt ihr Kind denn zur Welt? Auf unsere Antwort wurde es meist ganz still am anderen Ende der Leitung. Ja, unser Kind ist schon sechs Wochen alt – aber wir suchen ja nicht für sofort sondern für in einem Jahr. Uns wurde ein Platz auf der Warteliste für 2012 angeboten! In den nächsten Wochen und Monaten schauten wir uns dann auch

so einige Kitas an. Oft waren wir die einzigen, die auch wirklich schon ein Kind dabei hatten. Und erteten bedauernde Blicke, wenn am Ende der Führung alle die Anmeldebögen ausfüllten und wir in der Rubrik „eventuell Angaben zum Kind“ nicht nur den Geburtstermin, sondern tatsächlich auch schon einen Namen eintragen konnten.

Wir haben uns übrigens vor der Geburt noch nicht einmal getraut, einen Strampler zu kaufen – aus lauter Angst, es könnte noch etwas schief gehen. Eine Anmeldung für die Kita auszufüllen wäre uns nie in den Sinn gekommen. Einen Kita-Platz für ein Kind zu suchen, das noch nicht geboren ist, hätten wir bisher als hysterischen Aktionismus bezeichnet.

Heute würden wir auf der Hysteriewelle ganz oben mitsurfen. Eltern: Beginnt mit der Suche doch am besten schon vor dem Zeugungsakt! Das steigert eure Chancen gegenüber den Schlafmützen, die erst mit dem ersten Ultraschallbild des Kindes an den Start gehen, enorm!

Kitas: Ihr seid die Einzigen, die diesen Irrsinn stoppen können! Wie wäre es mit der innovativen Regel, nur tatsächlich geborene Kinder zur Anmeldung zuzulassen? Das löst zwar nicht das Problem der fehlenden Plätze, es würde Euch aber eine Menge unnötiger Arbeit ersparen. Und werdende Eltern müssten nicht zwangsläufig zu Hysterikern mutieren.

# Sie werden ein Zeichen setzen

## Für ein Jahr Schülerbischof



Caro, Fini, Vincent und Hermann sind die Schülerbischofe auf Zeit

Martin Deschauer /

Das Engagement meines Abiturjahrgangs war beachtenswert: Zwei Schülersprecher und fünf Chefredakteure unserer Schülerzeitung waren in meiner Klasse. Aber: Die erste Ausgabe unserer Schülerzeitung erschien mit vielen schwarzen Balken. Und die zweite durfte dies nicht zum Thema machen. Nein, nicht Zensur – nicht wir durften bestimmen, was gedruckt wird, der Schulleiter war Herausge-

ber der Schülerzeitung.

Wir wollten was sagen. Wir wollten uns einmischen. Wir stießen an Grenzen.

Auch Caro, Fini, Vincent und Hermann haben was zu sagen. Sie wurden gewählt, um sich einzumischen. Die vier Jungen und Mädchen im Alter von zwölf bis 14 Jahren sind Schülerbischofe. Am 10. November wurden sie in der Evangelischen

Schule Berlin Zentrum gewählt.

Mit der Wahl der Schülerbischofe knüpft die Evangelische Schule an einen Brauch des Mittelalters an: Einmal im Jahr – meist am Nikolaustag – hatte in den Klosterschulen ein Kinderbischof die Macht. Ihm mussten die Lehrer beichten; er schimpfte, strafte und belohnte. Und: Er durfte eine Predigt halten, durfte aussprechen, was den Schülern unter den

Nägeln brannte. Nicht nur einen Tag, ein Jahr lang sind Caro, Fini, Vincent und Hermann Schülerbischofe. In diesem Jahr wollen sie auf den Brachflächen rund um ihre Schule Bürgergärten anlegen. Gemeinsam mit ihren Mitschülerinnen und Mitschülern haben sie die Gegend um die Schule erforscht. Sie haben zusammengetragen, was ihnen auffällt und was sie gerne anders hätten: „In direkter Nähe unserer Schule gibt es so viel verwildertes Brachland, auf dem wir Tomaten und Blumen pflanzen können“, sagt der zwölfjährige Vincent der Berliner Morgenpost. Aus dieser Idee entstand ein Projekt: Die Schülerbischofe wollen die Brachflächen im Frühjahr bepflanzen – gemeinsam mit Senioren aus umliegenden Altenheimen und Kindern aus Kitas und Grundschulen. „Die Alten“, begründet Vincent dies, „haben die Erfahrung, und die Jungen wissen doch oft gar nicht, wo die Tomaten wachsen.“

Die Tomaten würden den Kiez grüner, der gemeinsame Austausch würde ihn bunter machen. Alte und Junge sollen die Gärten gemeinsam anlegen. Aus der Unzufriedenheit der Jugendlichen entsteht ein Aufbruch für alle Generationen. Es lohnt sich, die Idee der Schülerinnen und Schüler aufzugreifen.

Kinder haben was zu sagen. Sie kennen ihren Kiez. Sie sehen, wo's hakt. Sie wissen, wie sie leben wollen. Und die Erwachsenen? "Die Er-



wachsenen sind oft so verhärtet, weil sie immer realistisch denken müssen", sagt der 14-jährige Hermann gegenüber der Morgenpost.

Der Direktor meiner Schule hat nicht das Gestalten, er hat nur die Kritik gesehen. Als wir mit ihm ein Gespräch über die gestrichenen Passagen führen wollten, hat er uns einen Korb gegeben. Wir hatten nicht das Gefühl, uns hört jemand zu.

Die Schülerbischöfe Caro, Fini, Vincent und Hermann werden gehört. Der Evangelisch Kirchenkreis Berlin Mitte unterstützt das Projekt, die Pressesprecherin des Kirchenkreises Christiane Bertelsmann hält die Aktion für „sehr gelungen und erfolgreich, weil Jugendliche so die Möglichkeit bekommen, ihre Meinung zu äußern und darin ernst genommen zu werden.“ Ein Gespräch mit Bischof Dr. Markus Dröge haben Caro, Fini, Vincent und Hermann bereits geführt, auch die Medien haben über das Projekt berichtet.

Als Hanna letztes Jahre zur Schülerbischöfin gewählt wurde, war sie gegenüber der Morgenpost zuversichtlich: „Man wird auf uns schauen und wir werden ein Zeichen setzen“, war sich Hanna sicher. Die Schülerbischöfe werden gesehen, sie setzen ein Zeichen. Ein wichtiges Zeichen: Kinder und Jugendliche können ihr Umfeld mitgestalten – wenn man sie denn lässt. Wir hätten uns gewünscht, dass man uns damals in der

Schule gelassen hätte. Wir hätten uns gewünscht, dass unsere Schülerzeitung unser Sprachrohr würde. Wir hätten uns gewünscht, dass die Schülersprecher nicht nur für den Faschingsball zuständig gewesen wären. Wir hätten uns gewünscht, dass Entscheidungen mit uns und nicht nur für uns getroffen werden.

Vor mehr als 30 Jahren sind in Frankreich die ersten Jugendparlamente entstanden. Mittlerweile gibt es immer mehr Kommunen, die die Beteiligung von Kindern und Jugendlichen in ihre Entscheidungsverfahren aufgenommen haben. Das sind erste Schritte. Die Einsicht aber, dass Kinder und Jugendliche ein Recht haben, beteiligt zu werden, ist noch lange nicht bei allen Entscheidungen umgesetzt.

Caro, Fini, Vincent und Hermann wollen – gemeinsam mit ihrer ganzen Klasse – ihre Erfahrungen in einem Buch festhalten. "Wäre toll, wenn wir mit dem Buchprojekt andere Schulen anstecken könnten", meint Vincent gegenüber der Morgenpost.

Der Kinderbischof bzw. das Kinderbischofsspiel ist ein im Mittelalter entstandener Brauch, an Kloster- und Stiftsschulen zu bestimmten Tagen einen Schüler zum „Bischof“ bzw. zum „Abt“ (in Augsburg gab es einen „Kinderpapst“) wählen zu lassen, ihn mit entsprechenden Gewändern auszustatten und ihm für einen Tag zusammen mit seinen „Kaplänen“ einen Teil der bischöflichen Amtspflichten zu übertragen.

Der älteste Nachweis eines Kinderbischofs findet sich in der Klosterchronik Casus Sancti Galli Ekehard's IV. von St. Gallen. Das Spiel entwickelte sich wohl aus dem Vorbild der Narrenfeste und fand vor allem am Tag der Unschuldigen Kinder, Neujahr und (seit dem 13. Jh.) an Nikolaus statt. Durch die nach dem Vorbild der Klosterschulen gegründeten Stadt- und Bürgerschulen dehnte sich der Brauch des Kinderbischofs über das ganze Abendland aus. Ein schon im 13. Jh. kritisiertes Übermut sowie die kirchliche Reformation und die Aufklärung setzten ihm im 18. Jh. jedoch ein Ende. Die Tradition wird heute verschiedentlich neu aufgenommen, so in Hamburg, Göttingen und Ottstedt (Magdala), wobei der Rollentausch die Möglichkeit gibt, die oft wenig beachteten Anliegen der Kinder gegenüber den Erwachsenen zu artikulieren. ([www.wikipedia.org](http://www.wikipedia.org))

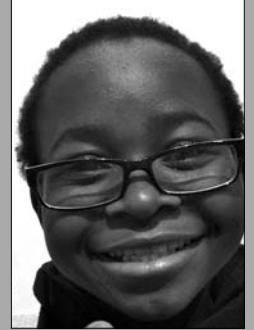
## Die 10 Grundrechte

Im Originaltext braucht es dazu 54 Artikel in sehr komplizierter und sicher nicht kindgerechter Sprache. Die UNICEF, die Kinderrechtsorganisation der UNO, fasst den 20 Seiten langen Text in zehn Grundrechten zusammen (Vorsicht: Die Nummerierung entspricht nicht jener der Artikel!):

1. das Recht auf Gleichbehandlung und Schutz vor Diskriminierung unabhängig von Religion, Herkunft und Geschlecht;
2. das Recht auf einen Namen und eine Staatszugehörigkeit;
3. das Recht auf Gesundheit;
4. das Recht auf Bildung und Ausbildung;
5. das Recht auf Freizeit, Spiel und Erholung;
6. das Recht, sich zu informieren, sich mitzuteilen, gehört zu werden und sich zu versammeln;
7. das Recht auf eine Privatsphäre und eine gewaltfreie Erziehung im Sinne der Gleichberechtigung und des Friedens;
8. das Recht auf sofortige Hilfe in Katastrophen und Notlagen und auf Schutz vor Grausamkeit, Vernachlässigung, Ausnutzung und Verfolgung;
9. das Recht auf eine Familie, elterliche Fürsorge und ein sicheres Zuhause;
10. das Recht auf Betreuung bei Behinderung.

*In der Praxis heißt das, Kinder haben das Recht, in einer sicheren Umgebung ohne Diskriminierung zu leben. Sie haben das Recht auf Zugang zu sauberem Wasser, Nahrung, medizinischer Versorgung, Ausbildung und auf Mitsprache bei Entscheidungen, die ihr Wohlergehen betreffen.  
(aus: [www.wikipedia.org](http://www.wikipedia.org))*

## Interview



**Tinko Falone,**  
11 Jahre alt,  
wohnt in Berlin-Kreuzberg

### **Seit wann wohnst Du in Berlin?**

Ich wohne seit einem Jahr in Berlin. Vorher habe ich in Afrika gewohnt.

### **Wo hast Du in Afrika gewohnt?**

In Duala, einer großen Hafenstadt in Kamerun

### **Hast Du einen Lieblingssort in Berlin?**

Ich gehe gerne zur Eisbahn in Neukölln.

### **Was gefällt Dir in der Schule? Hast Du Lieblingsfächer?**

Ich mag Mathe, Deutsch, Französisch, da ich selbst französisch spreche. Außerdem mag ich noch Sport.

### **Welchen Sport magst Du?**

Basketball, Fußball und tanzen.

### **Was würdest Du Gott bitten?**

Gib mir viel Stärke zum Arbeiten und Fußball spielen

### **Was würdest Du gerne können?**

Hm, natürlich Fußball spielen, in einer Mannschaft.

### **Was ist Dein Lieblingsessen?**

Ich esse alles, außer Gemüse.

### **Wie feierst du Weihnachten am liebsten?**

Mit Freunden. Wir essen und trinken zusammen.

### **Was liest Du gerne?**

Ich lese am liebsten französische Bücher und Kinderbücher, die ich meiner kleinen Schwester vorlese.

**Eine Taube  
für die  
Freiheit  
von  
Liu Xiaobo**



Bei der „Kinderuniversität“ in der Emmaus-Kirche am 16.11.2011 stellte Professor Wolf Krötke eine bronzenene Friedenstaube vor. Sie gehört zu 30 solcher Tauben, die der Landshuter Künstler Richard Hillinger gestaltet hat. Sie tragen alle einen Namen und sollen Menschen aufrufen, konkret für die Menschenrechte in Deutschland und überall auf der Welt einzutreten. Die Taube, die in der Emmauskirche Station machte, ist dem chinesischen Bürgerrechtler und Friedensnobelpreisträger Liu Xiaobo gewidmet. Er ist 2009 zu elf Jahren Zuchthaus verurteilt worden, weil er sich in der „Charta 08“ für eine demokratische Veränderung der chinesischen Gesellschaft eingesetzt hat. Professor Krötke las den Jugendlichen Teile aus der Verteidigungsrede vor, die Liu Xiaobo bei seiner Verurteilung halten wollte, aber nicht halten durfte. Darin heißt es:

*„Hass zersetzt die Weisheit und das Gewissen eines Menschen. Eine Mentalität der Feindschaft kann den Geist einer Nation vergiften, zu brutalen Kämpfen um Leben und Tod anstiften, die Toleranz und Menschlichkeit einer Gesellschaft zerstören, und den Fortschritt einer Nation zu Freiheit und Demokratie aufhalten. Ich hoffe, Hass durch Liebe zu entwaffnen [...]*

*Freie Meinungsäußerung ist die Grundlage der Menschenrechte, die Quelle der Humanität und die Mutter der Wahrheit. Redefreiheit zu verhindern bedeutet, auf den Menschenrechten herumzutampeln, der Humanität die Luft abzuschneiden und die Wahrheit zu unterdrücken. Ich fühle mich nicht schuldig dafür, dass ich mein verfassungsmäßiges Recht auf freie Meinungsäußerung wahrgenommen habe, dafür, dass ich meine gesellschaftliche Verantwortung als chinesischer Bürger erfüllt habe. Selbst wenn man mich dessen beschuldigte, würde ich mich nicht beklagen.“*

Liu Xiaobo darf nicht in Vergessenheit geraten, während unser Land blühende Wirtschaftsbeziehungen zu China unterhält. Zum Zeichen dessen zündeten die Jugendlichen eine Kerze für ihn an. Die Taube wird noch mehrere Stationen durchlaufen. Dann wird versucht werden, sie zusammen mit einer Fotodokumentation seiner Frau zu übergeben. Sie soll sie mitnehmen, wenn sie ihren Mann im Zuchthaus besucht. Unterdessen aber werden die, die sich durch die Taube an Liu Xiaobos Kampf für die Menschenrechte in China haben erinnern lassen, für seine Freilassung eintreten. Die Taube wird am 10. Dezember 2011, dem Tag der Menschenrechte, bei einer Demonstration vor der chinesischen Botschaft dabei sein.

Die 1€ Ausgabe des paternoster (11. Jahrgang Nr. 2, 2007) war ein Erfolg. Die hohe Auflage ist unter die Leute gebracht und manch ein Euro hat bei dieser Gelegenheit den Besitzer gewechselt. Deshalb soll auch für die folgenden Ausgaben gelten: Der paternoster liegt kostenlos in der Gemeinde aus. Arme Leute dürfen ihn gern mitnehmen und gegen eine Spende von 1€ weiterreichen. Wir danken im Namen aller Bedürftigen!

Hinweis:

Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.

**paternoster**

Die Zeitschrift der Evangelischen Emmaus-Ölberg-Gemeinde  
15. Jahrgang Nr. 2

Herausgeber im Sinne des Presserechts ist der Gemeindegemeinderat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:  
Agnes Gaertner, Jörg Machel,  
Dörte Rothenburg, Ingo Schulz

Redaktionsanschrift:  
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:  
Kristin Huckauf

Bildnachweis:  
Titelbild: Madonna della Seggiola,  
Raffaello Sanzio, 1531-1514,  
Galleria Palatina, Florenz

Druck: Trigger®  
(Umweltmanagement gemäß  
EG-Öko-Audit-Verordnung)  
gedruckt auf Recyrago

**Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:**

Emmaus-Kirche  
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin  
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21  
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:  
Mo, Do 9-13 Uhr,  
Di 9-11 Uhr, Mi 13-17 Uhr,  
Fr geschlossen

Ölberg-Kirche  
Lausitzer Straße 28/Ecke Paul-Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg-Kita  
Lausitzer Straße 29-30,  
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof  
Hermannstr. 133, 12051 Berlin,  
Tel.: 626 24 35 (Di-Do 9-12 Uhr)

Pfarrer Jörg Machel  
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,  
Tel.: 61 69 32-15  
joerg.machel@emmaus.de

Internet:  
<http://www.emmaus.de>

**Spendenkonto**  
Ev. Darlehns-genossenschaft Kiel,  
BLZ 210 602 37,  
Konto 611 741 280;  
Verwendungszweck:  
KVA Berlin Stadtmitte, E-Ö/  
paternoster

Mitnahme kostenlos,  
Weiterverkauf 1,- Euro

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,  
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,  
der monatlich erscheint.  
Sie erhalten ihn in der Gemeinde  
und über das Internet:  
<http://www.emmaus.de>

### **Was für unsere Konfirmanden zählt:**

**„Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.“**

---> Wenn man das erste Gebot nicht beachtet,  
sind die anderen sinnlos.

**„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“**

---> Weil es alle Gebote umfasst.

**„Du sollst nicht töten!“**

---> Weil Jede und Jeder ein Recht auf Leben hat.

**„Du sollst nicht falsch Zeugnis reden  
wider deinen Nächsten.“**

---> Man könnte Andere verletzen. Mir wird auch  
nicht die Wahrheit gesagt, wenn ich andere belüge.

**„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!“**

---> Weil sie immer für einen da sind und waren.